

DANIELLE
THIÉRY

DER LETZTE
KLIENT DES
MAÎTRE RENOIR

KRIMINALROMAN



aufbau *digital*

4

Von ihren Männern hat Marion schon einige sterben sehen. Die Vorstellung, daß sie noch einen verlieren könnte, ist unerträglich. Ausgerechnet ihn.

Talon atmet noch, aber durch den Kopfverband und die rote Jodtinktur, die man hastig auf seinen nackten Oberkörper aufgetragen hat, ist er kaum zu erkennen. Die erste Kugel hat seine Kopfhaut gestreift, sie war harmlos. Die Kugel, die ihn womöglich ins Jenseits befördern wird, ist in seinen Bauch eingedrungen, wo sie sich noch immer befindet. Kaliber 38, hohe Mündungsgeschwindigkeit. Der diensthabende Beamte, den Nina am anderen Ende der Leitung hatte, bat ohne Umschweife darum, man möge so schnell wie möglich Kommissarin Marion benachrichtigen: Lieutenant Talon liege im Sterben und habe nach seiner Chefin verlangt, so wie andere sich den Beistand eines Priesters wünschen. Die Nachricht ist wie ein Gewitter über Nina hereingebrochen, die Talon wie einen großen Bruder liebt. Sie wäre beinahe ohnmächtig geworden.

Talon war nicht bei Bewußtsein, als Marion ungekämmt und mit irgendwelchen rasch zusammengeklauten Kleidern am Leib im Krankenhaus eingetroffen ist. Er wird noch immer künstlich beatmet und ist an ein Gerät zur Kontrolle der Herzfunktion angeschlossen, und obwohl Marion schon seit einer halben Stunde sein blutleeres Gesicht fixiert, ohne auch nur das leiseste Lebenszeichen wahrzunehmen, kann sie sich nicht dazu durchringen zu gehen; sie ist sich sicher, daß ihre Anwesenheit der einzige Grund dafür ist, daß man die Geräte noch nicht ausgeschaltet hat.

Irgendwo schlägt eine Tür, und sie hört durch Kreppsohlen

gedämpfte Schritte, die näherkommen. Der Assistenzarzt, der Marion empfangen hat, um ihr Talons Fall zu erklären, geht um Bett Nummer 2 der Intensivstation herum und stellt sich vor sie hin, die Hände in den Taschen seines aufgeknöpften Kittels. In seinen Augen sucht sie nach einem Grund, doch noch zu hoffen, aber er weicht ihrem Blick aus.

»Der Mann, der zusammen mit ihm eingeliefert wurde, ist soeben verstorben. Um neun Uhr achtundzwanzig«, sagt er mit ausdrucksloser Stimme.

Er muß um die dreißig sein, obwohl er irgendwie alt wirkt mit seinem bleichen Gesicht und dem schütterten Haar, die Haut voller Aknenarben, von denen einige angeschwollen sind und so frisch, als stecke er mitten in der Pubertät.

»O mein Gott«, murmelt Marion, während ihr Blick wieder zu Talon wandert. »Mach, daß alles ein Alptraum ist ...«

»Es tut mir leid«, sagt der Arzt mit Grabesstimme. »Aber Sie sollten wissen, daß er kaum Chancen hat, es lebend zu überstehen.«

»Aber er war doch wieder bei Bewußtsein!«

»Nicht daß ich wüßte ...«

»Er hat mich zu sich gebeten. Ich dachte ... Dann haben Sie das veranlaßt?«

»Auf seinem Organspender-Ausweis steht Ihr Name, neben seiner Blutgruppe. Sie sind die Person, die wir im Todesfall verständigen sollten.«

»Im Todesfall!« empört sich Marion. »Das ist doch verrückt ... Er ist noch am Leben, und Sie haben schon alles verplant, sein Herz, seine Lunge, seine ...«

»Wir haben ihn letzte Nacht operiert«, fällt ihr der Arzt ungeduldig ins Wort. »Aber die Kugel steckt in einem Wirbel in unmittelbarer Nähe zum Rückenmark. So nah, daß wir ein zu großes Risiko eingehen, wenn wir sie entfernen. Sollte er überleben, bräuchte er nur einmal zu

stolpern, das Stückchen Blei würde sich verschieben, und dann ...«

Was ist besser, tot zu sein oder ein Lebender auf Abruf, fragt sich Marion.

»Wann haben wir Gewißheit?«

Der Assistenzarzt verzieht den Mund.

»Für mich ist er tot. Allerdings ist noch eine gewisse Hirntätigkeit zu verzeichnen, weshalb der Chef noch ein bißchen warten will. Gibt es Familienangehörige, die benachrichtigt werden sollten?«

Marion schüttelt den Kopf, während sie fassungslos auf das aschgraue Gesicht ihres Kollegen starrt, seinen schütterten Bart und die geschlossenen Augen. Auf einmal sieht sie ihn vor sich, wie er ein großes, kariertes Taschentuch zückt, um seine Brille zu putzen, wie er mit von Druckertinte schwarz verschmierten Fingern über seine weichen Wangen streicht, und die Empörung schnürt ihr die Kehle zu.

»Das kannst du mir nicht antun, Jérôme Talon!« sagt sie mit zusammengebissenen Zähnen, während sich hinter ihr der Assistenzarzt Richtung Tür davonmacht. »Hörst du mich? Das ist unmöglich, nicht du.«

Das regelmäßige Piepen des Monitors, der Talons Herztätigkeit abbildet, ist die einzige Reaktion auf den Befehl, den sie ihrem Lieutenant mit heiserer Stimme zugeflüstert hat. Ihre Verzweiflung ist so groß, daß sie gegen das ungeschriebene Kripo-Gesetz verstoßen hat, demzufolge Chef und Untergebene sich zu siezen haben.

»Und Nina? Was soll ich Nina sagen? Findest du nicht, daß sie schon genug mitgemacht hat? Ihr Vater, Léo ... und jetzt du ... Was ist eigentlich mit euch Kerlen los, daß ihr ständig das Weite sucht? Was soll das?«

In der Stille des Krankenhauses wartet sie auf eine Antwort. Es kommt ihr so vor, als hätte Talon den linken Zeigefinger bewegt, und wie gebannt starrt sie darauf, beschwört ihn, sich noch einmal zu

rühren. Aber sie hat es sich eingebildet, nichts ist passiert, Talon wird sich nicht rühren.

»Verdammt noch mal«, flucht Marion. »Was hab ich dem lieben Gott eigentlich getan? Warum war ich gestern Nacht nicht bei dir, Jérôme? Statt dessen ...«

Sie beugt sich zu ihm vor, und unter ihren Lidern brennen die Tränen, die sie unterdrückt, weil man ihr gesagt hat, daß man »positiv« sein muß, wenn man einem Menschen dabei helfen will, aus dem Koma zu erwachen. Sie flüstert:

»Statt dessen habe ich gegessen, geschlafen und gevögelt, mein lieber Jérôme, während sie dich abgeknallt haben. Ich mache mir Vorwürfe, schreckliche Vorwürfe. Jérôme, du mußt mich hören!«

So sehr sie es auch zu verhindern sucht, stiehlt sich doch eine Träne aus ihrem Auge und kullert an ihrer Nase hinunter. Sie wischt sie mit dem Handrücken ab. Mit gebrochener Stimme fährt sie fort:

»Ich verbiete dir zu sterben, hast du verstanden? Du hast nicht das Recht, mich allein zu lassen. Wir beide haben uns doch noch nie im Stich gelassen, Talon, oder? Was soll ich jetzt bloß machen? Lavot ist schon nach Lateinamerika abgehauen. Er sagt, es wär nur für ein Jahr, aber ich weiß, daß er nicht mehr zurückkommt. Er hat sich für Mathilde und die Jungs entschieden, ist ja auch normal. Und Quercy, der strebt nach Höherem ... Der verzieht sich nach Paris, ins Ministerium. Und jetzt bist du auch noch dabei, den Löffel abzugeben ...«

Ein unterdrücktes Schluchzen schnürt ihr die Kehle zu.

»Was soll in dem ganzen Schlamassel bloß aus mir werden? Ist dir eigentlich klar, daß ich diesen Job ohne dich nicht mehr machen kann? Bitte, Talon ... Jérôme ... sag was. Nur ein Wort, damit ich weiß, was du denkst. Ich hab dich doch lieb, du blöder Idiot ...«

Sie beugt sich noch weiter zu ihm vor, legt vorsichtig ihre Stirn auf

Talons leblose, wenn auch warme Hand und läßt ihren Tränen freien Lauf, ohne jede Scham, wie eine große Schwester, die ihren kleinen Bruder sterben sieht und ihm etwas von ihrem Leben abgeben will.